

Amelie und die Spinne

1. Akt: Amelie

Frühling 1877

Die Nacht hatte sich bereits wie ein schwarzes Leichentuch über das Land gelegt. Längst war das letzte Zwitschern der Vögel verstummt. Vereinzelt Glühwürmchen umschwirrten wie verlorene Irrlichter die mächtigen Stämme der Nadelbäume. Die Jäger der Nacht schlichen auf der Suche nach Beute im finsternen Wald umher und in der Ferne war das bedrohliche Heulen der Wölfe zu hören.

In einer einsamen Hütte auf einer kleinen Lichtung brannte noch das letzte Kerzenlicht. Das kleine Mädchen Amelie warf sich eine Daunendecke über den hageren Leib, während ihre Mutter die Vorhänge vor das dunkle Fenster zog. Das Geschichtenbuch, aus welchem sie bis eben gelesen hatte, legte sie lächelnd auf den Nachttisch.

Amelie blickte hinauf zu ihrer Mutter und musterte deren goldenes, volles Haar. Sie selbst besaß die selben wunderschönen Haare, während sie die weichen Gesichtszüge und die grünen, katzenhaften Augen von ihrem Vater geerbt hatte. Sie war ein schönes Mädchen; in den umliegenden Dörfern kannte man sie und beneidete ihre Eltern um das hübsche Kind.

„Ich werde dich nun deinen Träumen überlassen“, sprach die Mutter mit ihrer lieblichen Stimme und lächelte. „Fürchte dich nicht vor der Nacht. Wenn du erwachst, wird die Sonne bereits ihr wärmendes Licht auf dein wunderschönes Antlitz werfen.“ Sie küsste ihr Mädchen auf die Stirn und löschte dann das flackernde Licht der Kerze. Sie verließ das Zimmer über die knarrenden Dielen und zog schließlich die Tür hinter sich ins Schloss.

Amelies Blicke huschten ein letztes Mal durch den dunklen Raum. Sie erkannte den Schemen ihres wuchtigen Wandschranks, mitten im Raum stand ein Stuhl. Auf dessen Lehne hing gespenstergleich ihr liebstes Kleid, das sie nahezu jeden Tag trug. Und auch morgen würde sie sich wieder in den weichen Stoff hüllen können. Mit diesem Gedanken und einem seligen Lächeln im Gesicht schief sie ein.

Die Sonne leuchtete noch nicht auf ihr Gesicht, wie Mutter es versprochen hatte, als sie aus einem wirren Traum aufschreckte. Sie lauschte einen Augenblick ihrem eigenen, hektischen Atem und musterte dann den Vorhang, der vom einfallenden Licht des Mondes gelb zu leuchten schien. Ihr Herz schlug überlaut. Irgendetwas musste sie aus dem Schlaf gerissen haben. Suchend sah sie sich um. Das Kleid hing noch immer über der Stuhllehne, der Wandschrank hatte seinen Ort nicht gewechselt. An der Decke tanzten die Schatten der Äste, die draußen unter sanften Böen wippten. Aus dem Augenwinkel nahm Amelie eine Bewegung wahr. Zögernd drehte sie ihren Kopf – und das Blut in ihren Adern schien zu erstarren. Es war, als wollte ihr Herz tausend Schläge überspringen und sie brachte nur ein ersticktes Keuchen hervor. Längst war sie nicht mehr allein im Zimmer. Dort, wo bis eben noch ihr Kopf geruht hatte, hockte nun eine fette, schwarze Spinne mit schimmerndem Leib und langen, dünnen Beinen. Es war, als würde sie höhnisch winken, um Amelie zu verspotten.

Im nächsten Moment spürte sie ein Kribbeln am Oberschenkel. In grausiger Vorahnung warf sie die Decke zur Seite – und entdeckte eine zweite Spinne, die über ihr nacktes Bein kletterte. Mit dünnem Stimmchen keuchte sie und trat wild ins Leere. Die Spinne flog hoch in die Luft und landete auf dem Bettlaken, während Amelie bebend vor Furcht an die Rückwand ihres Bettes rückte und die Beine anwinkelte. Schauernd umklammerte sie ihre Knie und musterte die beiden Geschöpfe, die auf ihrem Bett saßen und sie aus abertausenden Augen zu mustern schienen.

Geistesgegenwärtig griff Amelie nach dem Buch, aus dem ihre Mutter am Abend gelesen hatte. Es war ein umfangreiches Werk, das zahlreiche Geschichten beinhaltete.

Zweimal schmettete sie es nieder; einmal auf das Kopfkissen und einmal auf das Bettlaken. Die fetten Körper der Spinnen platzten knackend auseinander und das schleimige Blut hinterließ dunkle Flecken auf dem Stoff. Angewidert stieß Amelie die toten Körper mit dem Buchrücken von der

Bettkante, um sich dann unter ihrer wärmenden Decke wieder zusammenzukauern. Noch lange geisterten die winkenden Beinchen der Spinnen durch ihre Gedanken, doch schließlich siegte die Müdigkeit über ihren Ekel. Erneut glitt sie in den Schlaf. Als sie wieder erwachte, war die Nacht bereits vorüber. Das helle Sonnenlicht flutete ihren Raum.

2. Akt: Tränen

Winter 1878

Das Jahr verstrich rasch und Amelie vergaß die schreckliche Nacht, in der sie die beiden Spinnen getötet hatte. Sie erlebte einen schönen Sommer, ohne zu wissen, dass dies der letzte in ihrer Kindheit sein sollte.

Als der Winter mit unnachgiebiger Wucht hereinbrach, rollte eine unerwartete Kältewelle über das Land. Von einem Tag auf den nächsten bedeckte eine dichte Schneeschicht die Lichtung, auf der Amelie wohnte. Der Himmel war grau und es war klirrend kalt.

„Ich werde losziehen, der Flammen Nahrung zu besorgen“, kündigte eines Morgens Amelies Vater an. „Denn unsere Vorräte an Brennholz gehen bald zur Neige. Am Abend werde ich zurückkehren.“ So zog der Vater gehüllt in dicke Kleidung aus in den Wald, mit sich nahm er eine schwere Axt. Der Tag ging vorüber und früh am Nachmittag bereits begann die Dunkelheit bereits, das Land zu verschlingen. Die Kälte zog an, es schneite noch einmal und glänzende Eiszapfen wuchsen vom Hausdach herab. Bis lange in den Abend hinein saß die Mutter am Fenster und starrte hinaus in die Finsternis, um jedes Mal erschrocken zu erbeben, wenn Amelie den Raum betrat.

„Mutter, warum blickst du so besorgt?“

Sie drehte sich herum und wischte sich erschöpft die Müdigkeit aus den Augen. „Vater bleibt lange fort“, antwortete sie. „Er wollte mit Einbruch der Dunkelheit zurückkehren.“

„Es wird ihm noch an Brennholz mangeln.“ Amelie zuckte mit den Schultern. „Sicher kehrt er erst des Nachts zurück.“

„Sicher“, bestätigte die Mutter und bat Amelie schließlich, sich zur Ruhe zu betten. Sie tat, was Mutter verlangte.

Als sie am nächsten Morgen das Treppenhaus hinabschritt, drang bereits leises Wimmern an ihr Ohr. Am ungedeckten Tisch saß die Mutter in sich zusammengesunken und vergoss bittere Tränen, die des Tisches Holz mit dunklen Flecken tränkten. Amelie ließ sich nieder und fragte, ob Vater mit dem Feuerholz zurückgekehrt sei. Doch ihre Mutter schüttelte verzweifelt den Kopf.

Der Tag verging in tränenreichem Bangen, doch als der Abend erneut anbrach, blieb Amelie weiterhin allein mit ihrer Mutter. Und auch in den folgenden Wochen kehrte der Vater nicht zurück. Es war, als habe der Wald ihn verschlungen. Lange trauerte Amelie um ihren verschollenen Vater, doch noch viel schlimmer stand es um ihre Mutter. Jeden Abend weinte sie und es schien unmöglich, sie zu beruhigen oder jemals wieder zu erheitern.

3. Akt: Die Spinne

Herbst 1886

Auch in den folgenden Jahren kehrte Amelies Vater nicht zurück. Amelie begann sich diesem Schicksal zu fügen, ihre Mutter jedoch versank in ewiger Trauer. Ihr einst goldenes Haar ergraute innerhalb kürzester Zeit und hing in Strähnen, ihr hoffnungsvolles Lächeln war bald nicht mehr als eine schreckliche Fratze aus Verbitterung. War sie damals eine fromme Frau gewesen, sandte sie längst keine Gebete mehr zum Himmel. „Gott hat uns betrogen“, pflegte sie zu sagen, „so hat er meine Liebe nicht verdient. Nur du, meine geliebte Amelie, bist das letzte Licht in jenem tristen Leben.“ Und Amelie genoss es, die letzte Hoffnung sein zu dürfen, an die sich ihre Mutter klammerte. Sie wuchs wohlbehütet auf zu einer erwachsenen Frau. Und so kam es, dass sie eines Tages die Liebe fand. Ein stattlicher Mann war es, der ihr die Sinne raubte. Hochgewachsen war er,

dazu besaß er die schönen Gesichtszüge, die Amelie von ihrem Vater kannte. Zudem war er wohlhabend und liebevoll; er ließ Amelie spüren, dass sie die Frau an seiner Seite sein sollte. Endlich wieder erfuhr sie Liebe, die nicht auf blanker Trauer beruhte. Sie spürte, wie es war, begehrt zu werden und nicht bloß der kleine Funken zu sein, der von der Sehnsucht nach einem anderen Menschen ablenkte. Es kam bald zur Hochzeit zwischen Amelie und ihrem Geliebten. Sie trug ein prächtiges, weißes Kleid, dessen Anschaffung Unsummen verschlungen haben musste. Ein goldener Ring zierte fortan ihren Finger und jegliche Trauer wurde zu einem düsteren Schatten der Vergangenheit. Sie zog zu ihrem Gatten hinaus in die Stadt und ließ Mutter mit tröstenden Worten allein zurück in der Hütte auf der Lichtung. „Ziehe aus, mein Kind“, unterstützte Mutter ihr Vorhaben, „stürze dich ein Leben voll der Freude, der Erfüllung.“ Doch als Amelie endgültig von Dannen zog, sah sie wieder Tränen schimmern in den Augen ihrer Mutter.

Ihr Haus in der Stadt war prächtig und sie durchlebte glückliche Monate. Doch von Nacht zu Nacht wuchsen die Gewissensbisse, in ihren Träumen spukte Mutters Tadel. So wurde ihr ums Herz bald schwer. „Ich werde meine Heimat heut' besuchen“, erklärte sie ihrem Ehegatten. „Morgen schon kehr' ich zurück. Doch du musst mir glauben, dass es mir, wenn ich nicht gehe, heute noch das Herz zerreißt.“

So brach sie auf. Sie fand ihr Haus, wie sie es kannte. Das Dach war moosbewachsen, graue Wolken zogen am Himmel. Sie stieß die Tür auf.

„Mutter“, rief sie, „ich bin gekommen, dich zu sehen!“ Eine Antwort jedoch erhielt sie nicht. Zielloos wanderte sie durch die Räume. Auf dem Esstisch standen verdorbene Speisen, um die sich die Fliegen stritten. Der Teppich war vergilbt und es war bitterkalt; durch die offenstehenden Fenster zog fortwährend kühler Herbststurm. Sie eilte die hölzernen Stufen hinauf und überwand die ächzenden Dielen. Ihr Zimmer lag, wie sie es verlassen hatte. Das schöne Kleid ihrer Kindheit hing über der Lehne ihres Stuhles, doch Motten hatten Löcher in den Stoff gefressen. Amelie kehrte zurück ins Erdgeschoss, rief erneut nach ihrer Mutter. An den Wänden entdeckte sie dunkle Flecken, die der Zahn der Zeit gefressen hatte. Zielloos wanderte sie von einem in den nächsten Raum – als sie plötzlich eine Stimme vernahm.

„Amelie, du engelgleiche Schönheit“, drang es säuselnd an ihr Ohr, „du überall geliebtes Kind. Lange musst' ich auf dich warten, schön, dass ich heut' zu dir find'.“ Schauernd ließ Amelie die Blicke schweifen, doch sah sich weiter ganz allein.

„Erinnerst du dich an die Tat, die du begingst?“, schwoll die Stimme wieder an. „Du wilder Mörder! Erinnerst du dich an das Platzen ihrer Körper? An das Blut, das aus ihren Leibern troff? Du glaubst nie, wie viele Tränen ich vergoss!“

Und ein Schatten an der Hauswand begann plötzlich, sich zu regen – aus dem dunklen Fleck wurde im nächsten Augenblick ein Untier. Eine menschengroße Spinne, deren Körper schwärzlich glänzte, sie besaß lange Beine und seilte sich kichernd von der Decke. „So nahm ich dir, was du mir einst genommen.“ Lautlos kroch sie aus der dunklen Ecke, hustete und würgte – spuckte Schleim. Fäden troffen aus dem Maul. Es folgte rotes Blut, bleiche Knochen. Klappernd stürzten sie hernieder. Dort fiel ein Schädel, aus dessen Kopfhaut letzte graue Haare sprossen. Mutters Haare, erkannte Amelie in blankem Schrecken. Und auch ihres Vaters Gebeine spie die Spinne auf den Boden.

Amelie taumelte rückwärts, doch das Untier folgte ihr. Sie stolperte über ihre eigenen Füße, stürzte nieder in das Chaos. Die Mundwerkzeuge der Spinne klapperten vor ihrem wunderschönen Antlitz

...